

Wolfgang Huber

Stadt trifft Kirche

Ansprache beim Neujahrsempfang des Oberbürgermeisters der
Landeshauptstadt Potsdam am 20. Januar 2017 im Nikolaisaal Potsdam

Andernorts, meine sehr verehrten Damen und Herren, mag man bei dem Titel „Stadt trifft Kirche“ an eine Sitzung denken, bei der die Spitzen der Stadtverwaltung mit Vertretern der christlichen Kirchen zur Beratung anstehender Fragen zusammen kommen. Am Ende wird man mitteilen, man habe sich einvernehmlich getrennt, auch wenn eine Reihe von Fragen noch offen geblieben sei. In Potsdam ist das anders. Unter dem Titel „Stadt trifft Kirche“ beschäftigt sich diese Stadt im fünfhundertsten Jubiläumsjahr der Reformation mit der Präsenz der Religion in der Stadt und mit der Bedeutung des Urbanen für die Religion.

Städte sind Orte des Wandels. Hier wird das Neue aufgenommen, geprüft und diskutiert, verworfen oder angeeignet. Die von Wittenberg, einem Ort „am Rande der Zivilisation“, wie man damals spöttisch sagte, ausgehende Reformation breitete sich zunächst in den Städten aus, bevor sie dann auch, von den Landesherrn unterstützt, ländliche Regionen erfasste. Als Kurfürst Joachim II. nach einigem Zögern 1539 die Reformation in Brandenburg einführte, fand er dafür die bündige Formel, in der Mark wolle man weder von der römischen noch von der wittenbergischen Kirche abhängig sein. Dieses märkische Selbstbewusstsein trägt bis heute.

Die Zeiten, in denen eine Bevölkerung auf Geheiß der Obrigkeit die Konfession wechselte, sind vorbei. Entsprechende Versuche hielten allerdings lange an. Ein letztes Mal zeigten sie sich in dem Vorhaben der

SED, Menschen in großer Zahl das Verlassen der Kirche nahe zu legen. Damit hängt zusammen, dass heute nur der kleinere Teil der Potsdamer einer Kirche oder einer anderen Religionsgemeinschaft angehört. Doch wahr ist auch: Alle einer Religion verbundenen Menschen, die in Potsdam leben, sind Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt. Die Stadt trifft die Kirche schon deshalb, weil sie in den religiös gebundenen Zeitgenossen ihren eigenen Bürgerinnen und Bürgern begegnet, nicht selten wachen, zur Mitverantwortung für das Gemeinwesen bereiten Mitmenschen. Deshalb ist es gut, wenn die Stadt sich darum kümmert, dass Menschen unterschiedlichen Glaubens in ihr Orte des Gottesdienstes und des gemeinsamen Lebens finden. Darum ist es an der Zeit, dass Potsdam eine Synagoge und eine Moschee erhält.

Städte sind Orte des Wandels. Sie sind zugleich Orte, wo Fremde wohnen. Mit keiner anderen Stadt verbindet sich so sehr wie mit Potsdam das Projekt moderner Toleranz. Kaum hatte der französische König Ludwig XIV. im Oktober 1685 das Toleranzedikt von Nantes widerrufen, reagierte der Große Kurfürst mit der Einladung an die französischen Hugenotten, sich in Brandenburg anzusiedeln. Dass damit die Hoffnung verbunden war, die Neuankömmlinge könnten sich wirtschaftlich nützlich machen, ändert nichts an der Großzügigkeit und Weitsicht des Potsdamer Toleranzedikts. Denn nichts spricht gegen eine Toleranz, die so angelegt ist, dass sie sich auch praktisch durchführen lässt. Das gilt auch heute.

Auch der berühmteste Satz, der in Potsdam je über die Religion gesagt wurde, belegt das. Dieser Satz heißt – Sie kennen ihn alle – : Jeder soll nach seiner Fassung selig werden. Nicht ganz so bekannt sind die Umstände, unter denen Friedrich der Große das zu Papier brachte. Nur drei Wochen nach dem Beginn seiner Herrschaft, am 22. Juni 1740, hatte er es mit dem Ansinnen zu tun, das Wirken katholischer Schulen zurückzudrängen. Darauf hieß seine Antwort: „Die Religionen müssen alle toleriert werden, und muss der Fiscal (also der Staat) nur das Auge darauf haben, dass keine der

anderen Abbruch tue, denn hier muss ein jeglicher nach seiner Fassung selig werden.“ Nicht die Indifferenz gegenüber der Religion, nicht ein allgemeiner Relativismus bildet die Pointe dieser Aussage. Der Skeptiker auf dem preußischen Thron war auch nicht der Meinung, die Freiheit von der Religion sei wichtiger als die Freiheit zur Religion. Aber die staatliche Toleranz kann nur so weit reichen, so weit die Religionen selber zur Toleranz fähig und bereit sind. Wie aktuell!

Dieser Geist von Potsdam bringt eine Weite und Großzügigkeit in die Debatten über die Religion, die man unserer Gegenwart von Herzen wünschen möchte. Ein Beispiel dafür hat der größte Theologe gesetzt, der je in Potsdam Wohnung nahm. Es war Friedrich Schleiermacher, den man den Kirchenvater des 19. Jahrhunderts genannt hat. Kurz bevor dieses Jahrhundert begann, im Frühjahr 1799, nahm er vertretungsweise für drei Monate die Hofpredigerstelle in Potsdam wahr und wohnte im Pfarrhaus der Hof- und Garnisonkirche in der heutigen Henning-von-Tresckow-Straße. In dieser kurzen Zeit verfasste er in nahezu rauschhafter Produktivität seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“; so etwas könnte man auch heute wieder schreiben. Der Abhängigkeit der Kirchen von staatlichen Vorgaben trat er dabei genauso mutig entgegen wie dem seinerzeit modernen Gedanken, Religion habe als eigenständige Kraft im menschlichen Leben ausgedient. Seine Überzeugung hieß, dass ein Gefühl für das Unendliche zu jedem menschlichen Leben gehört und dass wir in unserem Leben mehr empfangen, als wir durch eigenes Wirken hinzutun. In einem großen Sprung möchte ich hinzufügen: Was wir in Potsdams Entwicklung in den letzten 25 Jahren erlebt haben und gerade am heutigen Tag feiern, bestätigt eine Haltung, die in der Dankbarkeit die Quelle menschlicher Tatkraft sieht.

Ein Gefühl fürs Unendliche vermittelte auch der Potsdamer Dreikirchenblick, an den jeder historisch Sensible zuerst denkt, wenn von Potsdam gesagt wird: Stadt trifft Kirche. Gemeint waren die Türme der

Heiligengeistkirche, der Nikolaikirche (der Vorgängerkirche des heutigen Kuppelbaus) und der Garnisonkirche. Einer dieser Türme kann in unserer Zeit wieder errichtet werden, der einzige, bei dem das noch möglich ist. Auch bei diesem Vorhaben können sich heute Dankbarkeit und Tatkraft verbinden.

Weite und Großzügigkeit gehören zur Stadt. Für die Aufnahme von Fremden und Flüchtlingen gilt das genauso wie für die Wahrnehmung des Schicksals von Menschen an anderen Orten des Globus. Auch dafür bietet Potsdam eindrucksvolle Beispiele, zu denen die Kirchen das Ihre beigetragen haben. Johannes Lepsius will ich erwähnen, den Freund der Armenier, dem wir noch heute für sein Mitgefühl mit dem Leiden des armenischen Volkes unter Mord und Vertreibung zu danken haben; Friedrich Siegmund-Schultze sei genannt, ein Vorkämpfer für die Friedensverantwortung der christlichen Ökumene; an die Potsdamer Frauen denke ich, die in Yad Vaschem als „Gerechte aus den Völkern“ geehrt werden: Baroness Maimi von Mirbach, Dorothea Schneider und Christa Maria Lückhage.

Wer an Persönlichkeiten erinnert, die mutig für Menschenwürde und Frieden eintraten, verharmlost die Irrwege nicht, zu denen es in der Begegnung von Stadt und Kirche kam. Wer die Menschenmassen vor Augen hat, die am 21. März 1933 Potsdams Straßen füllten und dem Reichskanzler Hitler ihr Hurra zubrüllten wie dem Reichspräsidenten von Hindenburg, weiß, dass jener Tag von Potsdam mehr umfasste als nur den Händedruck vor der Kulisse der Garnisonkirche, auf den hin er im Nachhinein stilisiert wurde. Erinnerung an die Geschichte muss immer kritisch sein. Doch gerade dann kann sie auch unter der Asche die Glut zum Vorschein bringen, die uns heute anspricht: die Verbindung von Dankbarkeit und Tatkraft, die unsere Zeit braucht. Und deshalb zum Schluss: „Stadt trifft Kirche“ – das Motto taugt nicht nur zu historischer Erinnerung, sondern ermutigt zu Schritten nach vorn.

